

Im April fünfundsiebzig erhielten wir einen Brief mit ungewöhnlicher Marke. Anita hatte ihn mir auf den Schreibtisch geworfen, wie immer wortlos, die Zigarette zwischen den Lippen, den Rauch und ihr Parfüm in meinem Büro verteilend. Sie war erst seit ein paar Wochen bei uns, weil ich mir sagte, wir würden eine Sekretärin brauchen, wie Sam Spade eine hatte; unter den wenigen Bewerberinnen war Anita die Einzige, die den Eindruck erweckte, als hätte sie den Posten nicht bitter nötig; generell schien sie kein großes Interesse an Arbeit zu haben, was sie auch nicht weiter versteckte und uns sehr imponierte. Zum Bewerbungsgespräch brachte sie ihren eigenen Aschenbecher mit, stellte ihn auf den Schreibtisch und sagte, dem Büro fehle es an allem. Am nächsten Tag hatten wir sie eingestellt.

Der Brief, den sie mir an jenem Morgen auf den Schreibtisch warf, kam aus Belgien: die seltene Marke zeigte ein flämisches Kunstmotiv, die typische dreifarbige Landschaft von Joos de Momper, und in der rechten unteren Ecke stand winzig klein „Antwerpen“ geschrieben. Es kam so gut wie nie vor, dass wir Post aus dem Ausland erhielten, zwar hatten wir einmal in der *Süddeutschen* eine Annonce geschaltet, doch im Grunde fingen wir gerade erst an, uns in Wien einen Namen zu machen, und ich war jung und überheblich genug, um mich geschmeichelt zu fühlen – ein Gefühl, dem man in unserer Branche niemals nachgeben sollte. Der Inhalt des Briefes dämpfte meine Freude jedoch schnell, das Schreiben klang nach einem weiteren Routinefall, wie wir ihn zur Genüge kannten: verzweifelte Mutter berichtet über ausgerissene Tochter und bittet, sie wieder zurückzubringen. Sie mache sich berechtigte Sorgen, dass ihr etwas zustoßen könne, und so weiter und so fort – der Brief war voller Allgemeinplätze, mütterlichem Pathos, wie wir ihn damals nicht selten erhielten. In den meisten Fällen stellte sich heraus, dass die weggelaufenen Kinder (oder jungen Erwachsenen) gute Gründe hatten, das Elternhaus zu verlassen, und die Sorgen der Mütter vor allem darin bestanden, dass ihre Nachkommen ein Leben führten wollten, das vom eigenen, gescheiterten Modell abwich. Als wäre es eine offene Provokation, die Fehler der Eltern nicht wiederholen zu wollen.

In diesem Fall war die Tochter siebzehn, kurz davor, die Schule zu beenden. Ich erinnere mich, dass ich intuitiv nach einem Bleistift fasste, um den Namen einzukreisen: Liza de Mink. Beim Blick auf die ungewöhnliche Schreibweise ihres Vornamens – Liza mit einem Z – musste ich unvermittelt an Liza Minelli denken. Vor zwei oder drei Jahren lachte sie von allen Litfaßsäulen der Stadt, als *Cabaret* seinen Siegeszug in den Kinos feierte, und sich die ganze Welt eine steile Filmkarriere von ihr versprach, die in den Folgejahren nicht eintrat. *Liza mit einem Z*, das war nicht bloß ein Name, es war eine Erwartung, und es schien typisch für die Zeit, dass sie nicht eingelöst wurde. So blieb auch der Brief letztendlich unentschlossen und wenig aufschlussreich, in seiner Gesamtheit wirkte das Schreiben seltsam anonym, es war abgetippt, aber nicht

fehlerfrei, dringlich, aber nicht überstürzt. Erst im letzten Absatz verstand ich, warum eine Mutter aus Antwerpen eine Detektei in Wien anscrieb: Sie hege den starken Verdacht, betonte die Verfasserin, dass ihre Tochter sich der „Muell Kommune“ angeschlossen habe, und flehe uns an, sie aus dieser Sekte zu befreien, von der man sich „schlimme Dinge erzählte“. Sie sei bereit, jedes Honorar zu bezahlen. Gezeichnet: Agata de Mink.

Letztlich war es nicht die Aussicht auf das große Geld (obwohl wir kaum wussten, wie wir Anita bezahlen sollten), die mich zusagen ließ, es war der hypnotische Klang dieses Namens – *Liza de Mink* – und die überraschende Erwähnung der Wiener Kommune, die offensichtlich schon in Belgien ihre Wellen schlug. Denn bei dem, was sie als „Muell“ bezeichnete, konnte es sich nur um *Otto Muehl* handeln, den ehemaligen Mittelschullehrer, Kunstaktionisten und Gründer der Kommune. In der Stadt hatte jeder schon die eine oder andere Geschichte über sie gehört, über dieses seltsame Gruppenexperiment, das ein neues Lebensmodell ausrief, um die verhassten Regeln des Bürgertums zu überwinden. In seiner gelebten Konsequenz war es nur die logische Fortführung des Wiener Aktionismus, der die verhassten Mauern der Staatskunst überwinden wollte, und nicht davor zurückschreckte, sich straffällig zu machen, indem er blankzog und niemanden schonte, am wenigsten sich selbst. Als ich den Brief in Händen hielt, erinnerte ich mich wieder, dass ich dem Aktionisten Muehl einmal begegnet war, oder besser gesagt: mit ihm konfrontiert wurde.

Es war der siebte Juni achtundsechzig, ich sehe noch das selbstgedruckte Plakat vor mir, das sie an der Uni aushängten, „Kunst und Revolution“ war darauf in verzerrten schwarzen Lettern zu lesen, der proklamierte Größenwahn einer jungen Horde und ihrer stolzen Protesthaltung. Matti und ich studierten damals im zweiten Semester, wir hatten uns zur gleichen Zeit für Philosophie und Jus eingetragen, waren uns jedoch nie zuvor begegnet (oder zumindest war er mir bis zu diesem Abend nie aufgefallen).

Als ich den Hörsaal zögerlich betrat, war der Raum bereits bis in die letzte Reihe gefüllt mit überwiegend jungen, langhaarigen Menschen. Ich spürte einen seltsamen, inneren Widerstand gegen die Veranstaltung, hatte mir auf dem Weg zum Institutsgebäude viel Zeit gelassen, war bewusst spät gekommen, um nicht den ängstlichen Eindruck zu erwecken, mich absichtlich ganz nach hinten zu setzen, obwohl die ersten Reihen noch frei gewesen wären; ich wusste um den Ruf der Künstler und hatte die panische Vorstellung, in ihre Aktion involviert werden zu können. Nicht hinzugehen war aber auch keine Option, denn mit zwanzig kannst du nirgendwo fehlen, du kannst nicht das Risiko eingehen, als Feigling dargestellt zu werden, und du kannst

auf keinen Fall in deinem abgedunkelten Studentenzimmer mit dir selbst spielen, wenn nebenan Geschichte geschrieben wird – denn genau so wurde es uns verkauft und genau deshalb stand plötzlich Matti neben mir und hielt mir seinen kleinen silbernen Flachmann entgegen, weil er an meinem verschüchterten Blick ablesen konnte, wie ich mich fühlte, und mir später erklärte, dass es ihm genauso erging; wir tranken an diesem Abend nicht aus Vergnügen, wir mussten uns Mut antrinken, um so tun zu können, als hätten wir Spaß an der Revolution, während wir aus letzter Reihe durch die nervösen Rauchschwaden hindurch auf die zuckenden Körper starrten und völlig still und gebannt beobachteten, wie sich Muehl, Brus und Wiener am Professorentisch auszogen, um die Wette pissten, einen großen Haufen hinterließen und sich selbst ins Gesicht spritzten, während sie die Bundeshymne quer durch den Hörsaal grölten. Ich erinnere mich, dass mich damals am meisten beeindruckte, wie sie das hinbekamen, wie sie auf Knopfdruck vor all den Leuten einen Steifen bekommen konnten und sich mit Zielstrebigkeit und Erfolg einen runterholten, während hundert Augenpaare auf sie gerichtet waren und ihnen verstört, angewidert, fasziniert und ein wenig beschämt dabei zusahen. *Beschämt*, weil wir wussten, dass wir es selbst nicht konnten – zumindest ich für meinen Teil hätte mich nie auf diese Bühne gewagt, und selbst wenn, wäre mein Schwanz ein kümmerliches Ding geblieben, zusammengekauert wie ein verschrecktes Tierchen zwischen rauen Fingern. Schon als Kind fiel es mir schwer, vor anderen Buben überhaupt zu urinieren, noch beim stärksten Harndrang hielt mich etwas zurück, wann immer jemand zusah (eine absurde Blockade, die sich niemals ganz löste); vor Fremden erregt zu werden, schien mir unvorstellbar.

An diesem Abend, als ich mir zum ersten Mal mit Matti den Flachmann teilte, da verstand ich zwei Dinge. Als ich beobachtete, wie sich Günter Brus im vollen Hörsaal den steifen Schwanz wickelte, da wusste ich, dass ich ein Leben hinter der Bühne führen würde. Und ich verstand, ohne ein einziges Wort mit Matti zu wechseln, dass ich plötzlich einen Freund hatte.

Die sogenannte Uni-Ferkelei, wie sie später bezeichnet wurde, läutete zugleich das Ende des Wiener Aktionismus ein – sie war ihr Höhepunkt, oder ihr Tiefpunkt, je nachdem, wo man stand. Im Folgenden zerstreuten sich die Aktionisten und damit auch die leise Hoffnung, dass sich in diesem braunen Landstrich etwas ändern würde. Denn bei aller Provokation, bei all den Schimpftiraden, Fäkalorgien und der Selbstverstümmelung ging es letztlich nur darum, dass sich endlich etwas änderte. Brus floh nach Deutschland, bevor ihn die Justiz belangen konnte, Muehl verbrachte wegen Antipatriotismus zwei Monate im Gefängnis. Als er wieder freikam, suchte er neue, alternative Wege aus der Bürgerlichkeit und begann mit dem, was er später „Aktionsanalyse“ nennen sollte. Was Matti und mich betraf, so glaubten wir nicht an

Veränderung. Wir waren stumme Rebellen, schüchtern, aber realistisch, wir lebten die Revolution allerhöchstens in Gedanken und gefielen uns dabei. In den Kreisen, in denen wir zu der Zeit verkehrten, war es eine unausgesprochene Verpflichtung, die Heimat zu verachten und auf ihre Regeln und Traditionen zu schießen (im Fall der Aktionisten wortwörtlich). Wir trugen Lederjacke, Sonnenbrille und lächerliche Frisuren, wir sahen aus wie Peter Handke aussehen wollte, obwohl er Matti und mich nie interessiert hatte. Nach der Hörsaalaktion fanden wir heraus, dass wir uns beide unheilbar mit Wittgenstein infiziert hatten, wir schwärmten wie Schulmädchen für seine Axiome und prahlten auf Studentenfesten mit Weisheiten wie „Die Welt ist alles, was der Fall ist“ oder „Eine Darstellung ist kein Bild, aber ein Bild kann ihr entsprechen“ und kamen uns dabei ausgesprochen gebildet vor. Überheblichkeit war nie verlockender als in diesen Tagen.

Unser gemeinsamer mangelnder Glaube an Veränderung war schließlich ausschlaggebend für das, was folgen sollte. Es heißt, jede noch so lange Biografie schreibt sich anhand einiger weniger Begegnungen; was mich betraf, waren es nur zwei, und die erste fand an jenem lauen Juniabend im verrauchten Hörsaal statt, als Matti mir den Flachmann reichte und ich stumme Bruderschaft mit einem Menschen schloss, der mir unheimlich vertraut schien, noch ehe ich seinen Namen erfuhr. Von da an saßen wir in jeder Vorlesung nebeneinander, teilten Flachmänner und Gedanken, schoben im Sommer Nachtschichten auf einem Campinggelände am Neusiedler See und spürten im folgenden Semester den akuten Drang, alles hinzuwerfen. Das Studentendasein, so aufregend es sich anfangs noch anfühlte, begann uns plötzlich anzuöden. Es erschien uns damals als überaus noble Geste, zwei Studiengänge aus freien Stücken abubrechen, ohne jede Notwendigkeit, außer unserem sturen, unreflektierten Drang zur Verweigerung sowie der vagen Idee, etwas gemeinsam erschaffen zu wollen, ohne recht zu wissen, was.

Mitten hinein in diese übermütige Stimmung erhielt Matti die Nachricht, dass seine Tante – eine begüterte, kinderlose Textilfabrikantin – nach einem Herzanfall überraschend verstorben war und ihm einen guten Teil ihres Vermögens vermachte. Das plötzliche Geld sah Matti als Zeichen, im Grunde sogar als Verpflichtung, unsere Idee tatsächlich umzusetzen – keine Woche später schmissen wir unsere Studien und kauften eine Bürofläche in der Innenstadt. Wir gründeten damals die Detektei, *weil* wir nicht an Veränderung glaubten – wir waren überzeugt, dass jeder in diesem Land etwas zu verbergen hatte, und da wir die Natur des Menschen nicht ändern konnten, wollten wir sie uns immerhin zu Nutze machen. Wir erklärten uns zu Detektiven, unsere Nachnamen prangten in dunklen Schnörkeln von dem Milchglas in der

Bürotür, doch im Grunde waren wir immer nur Kinder des Zufalls, Amateure mit einer Lizenz, ahnungslose Autodidakten, die nichts Handfestes gelernt hatten und bloß wussten, wie sie nicht leben wollten. „Schattenkünstler“ nannte Matti uns einmal, und mir gefiel diese Bezeichnung, ich stellte mir unser Büro als Atelier vor, jede angelegte Karteikarte, jede Akte, jede Tonbandaufnahme und jedes Negativ als unsere kleinen, geheimen Kunstwerke, Teile einer Installation, die den tiefsten und dunkelsten Begierden der Leute nachspürte, während unsere Arbeit einen versteckten Aktionismus darstellte, jede einzelne Beschattung eine renitente Kunstperformance im Verborgenen. „Matti Hanisch, Schattenkünstler“, so würde ich seinen Tod Jahre später in der Zeitung vermerken. Es wäre der letzte Gefallen, um den er mich gebeten hätte, ohne ihn auszusprechen.